

Schulmeister und Lehrgotte im 18. Jahrhundert

Autor(en): **Ribi-Brunner, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **73 (1969)**

Heft 6

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schulmeister und Lehrgotte im 18. Jahrhundert

Von Hilde Ribi-Brunner

Der Beckenhof in Zürich — damals Herrensitz außerhalb der Stadt — beherbergte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hinter hohen Taxushecken den kleinen *David Heß*, der später als Dichter, Maler und Musiker bekannt werden sollte; ein lebenswürdiger Vertreter des schweizerischen Biedermeiers und «geistreicher Dilettant», wie Gottfried Keller ihn in seinen Zürcher Novellen bezeichnete.

David Heß brachte 1818 bei Orell Füßli seine berühmte «*Badenfahrt*» heraus und 1820 die Biographie «*Salomon Landolt*», jene verdienstvolle Lebensbeschreibung, die Gottfried Keller in den Siebzigerjahren zu seinem «*Landvogt von Greifensee*» inspirierte. Die Landolt-Biographie sandte Heß gleich nach ihrem Erscheinen auch nach Weimar. Für Goethe bedeutete dieser Schweizerhauptmann, seit er ihn auf seiner zweiten Schweizerreise persönlich kennengelernt, den Begriff «*eines wundersamsten Menschenkinds*». In seinen «*Tag- und Jahreshäften*» von 1820 schreibt er über ihn, nachdem er aus dem Beckenhof die Biographie erhalten: «*Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Exzentritäten die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergetzt.*» — In denselben Tagen des Jahres 1779, als Goethe im «Schwert» oder in Lavaters Hause den Jägerhauptmann Salomon Landolt kennen lernte, war es dem kleinen «Töveli» Heß vom Beckenhof seinerseits vergönnt, den berühmten Werther-Dichter erstmals im Leben zu Gesicht zu bekommen. Das Beckenhof-Areal war 1740 in französischem Geschmack neugestaltet worden, «*mit Küchen- und Blumengarten, Springbrunnen, einem Pavillon, mit vielen Alleen, mit hohen Taxuswänden*». Goethe befand sich an jenem denkwürdigen Tage mit Lavater unterwegs auf den Katzenrütihof zu dem berühmten Musterbauern Kleinjogg. Da aber Lavater außerhalb der Stadt von einem kleinen Unwohlsein befallen wurde, machte man kurz Station im Beckenhof. David Heß hat Goethe viele Jahre später erzählt, daß er ihn damals, aus einem Fenster seines Kinderzimmers spähend, «*wie einen Götterboten mit auffallender Behendigkeit habe die vielen Schneckengänge des Gartens durchlaufen und die Blumen mustern sehen*». — Viele Blumen können es freilich nicht gewesen sein; denn es war gegen Ende November. Item: der empfindsame Töveli hatte kurz zuvor Goethes Singspiel «*Erwin und Elmire*» gelesen und heiße Tränen des Mitgefühls darob geweint; so war das Ereignis groß, den Schöpfer solch erschütternden Werkleins unversehens im eigenen Garten dahineilen zu sehen.

Wer aber hatte dem Kinde in der strengen Klausur dieses Landsitzes außerhalb der Stadt das Lesen beigebracht? Der Vater war in jenen Jahren bereits zum menschenscheuen Sonderling geworden. Die Mutter war gestorben, zwei Tage ehe ihr einziges Söhnchen fünf Jahr alt geworden. Mit seiner um sechs Jahre älteren Schwester Henriette, der späteren Frau Landammann Reinhart, lebte der Töveli träumerisch, verhätschelt und gänzlich zurückgezogen in seines Vaters noblem Hause am Hang des Zürichbergs. Zwei Kindsmägde hatten die Halbwaislein auf Schritt und Tritt zu betreuen; Kameraden waren keine da. Von den Kindern in der nahen Stadt wurde das Herrensöhnchen bitter gehänselt und verlacht, denn wenn je der Beckenhof-Bub dahingelange, und es mag selten genug geschehen sein, so bedeutete sein Erscheinen unter der Zürcher Stadtjugend Sensation. Sein Vater nämlich bestand darauf, daß der Sohn gleich einer Miniaturausgabe seiner selbst gekleidet einhergehe. *«In der Halbtrauer um meine Mutter, die mein Vater mehrere Jahre trug, bekam ich gerade ein Kleid wie das seinige, nämlich von Scharlach mit schwarzseidenen Spitzen besetzt, Camisol mit langen Schößen und kurze Beinkleider von Serges, Schnallenschuhe mit roten Absätzen wie ein französischer Marquis, und dann noch einen dreieckigen Federhut.»* Und obendrein hatte der kleine Mann seine gepuderten Haare nach englischer Manier hoch auf dem Kopf zusammengebürstet in einem Ribeli zu tragen! Es war peinlich, und es war sehr auffallend, und — wie gesagt — die Gassenkinder machten sich hemmungslos lustig über den *«kleinen fremden Prinzen»*. — Er wurde denn auch als zu zart und zu fein befunden, um in der nahen Stadt zur Schule zu gehen. Ins Haus kam, schon als die Mutter noch lebte,

die Lehrgotte Müller.

In seinen letzten Lebensjahren — er starb am 11. April 1843 — hat David Heß sich schreibfreudig ihr Bildnis wieder wachgerufen.

«Sie war eine Schulbase aus der alten Welt und von einem Präzeptor, mit dem sie nicht gut hatte fortkommen können, geschieden. Täglich watschelte sie auf ihren breiten Entenfüßen des Vormittags einige Stunden in den Beckenhof hinaus, am Samstag aber blieb sie zum Mittagessen und erteilte uns auch Nachmittags noch Unterricht. Die Frau Müller war uns gar lieb, denn sie verstand es meisterlich, uns das Lernen leicht zu machen, das sie mit mancherlei Späßen würzte. Machten wir Tintenkleckse, so zog sie einen Fetzen Löschpapier aus der Tasche und bemerkte, sie führe immer ein *«Hochzeitsfatzenetli»* bei sich. Machten wir Schreibfehler oder lasen wir ein Wort verkehrt, so erhob sie den Bumbol (Bleistift), den sie wie einen Kommandostab immer in der Hand führte, und klopfte uns damit auf die Finger, aber so sachte, daß die Strafe eher einer Liebkosung glich. Am Samstag beim Mittagessen, wo ihr Leckerbissen sehr willkommen waren und sie auch ein bescheidenes Glas alten Weines nicht verschmähte, war sie sehr gesprächig und kramte Stadtneuigkeiten aus, die alle brühwarm bekannt wurden, da sie täglich in vielen Häusern aus- und einging. Bei ihren Erzählungen befließ sie sich stets einer spießbür-

gerlichen Reverenz gegen sogenannte vornehme und reiche Leute, schilderte die jungen Mädchen, die bei ihrer Schwester Liseli die Strickschule besuchten und von welchen die vornehmen und reichen auch immer die artigsten und brävsten sein mußten. Mit naiver Feinheit wußte sie erraten zu lassen, was sie etwa in ihrer kleinen Haushaltung brauchen könnte, und führte nach damaliger Mode sogenannte *poches* (weite mit Fischbein ausgewölbte Anhängetaschen) auf den Hüften, in welchen sie manches Pfündlein Kaffee oder Schokolade mit sich heimtrug. Auf den Poschen ruhten ihre Arme, wenn sie sittiglich wandelte, sie führte im Sommer einen Fächer, im Winter ein Schlupferli (kleiner Muff) von ihrer seligen Mutter, ihr spärlich glattgestrichenes Haar war schneeweiß gepudert, und aus der feinen Carasse-Haube schaute ihr mageres, gelbes Gesicht freundlich grinsend hervor. Auch fehlten ihr nicht Ohrgehänge und der Coulant (Halsgeschmeide) von schwarzem Glasfluß, Geschenke, die sie von dankbaren Schülerinnen erhalten zu haben rühmte.

Diese Frau Müller legte bei mir das Fundament aller meiner Gelehrsamkeit, denn von ihr lernte ich das Lesen und Schreiben, mit dem Rechnen aber wollte es nicht recht vorrücken, da die Natur mir den arithmetischen Sinn ganz versagt und mich dafür mit einer viel zu früh tätigen Phantasie ausgestattet hatte. Aus den biblischen Erzählungen, die uns Kindern als Lesebuch dienten, erhielt ich den ersten Eindruck von Poesie.

...Die Schriftzüge der Frau Müller waren keineswegs unsicher oder schwankend, und doch fand mein Vater, als ich 7 Jahre alt war, ich müßte mir eine männliche Handschrift aneignen. Er bestellte dazu

den Schulmeister der Gemeinde

der in der Nachbarschaft wohnte, eigentlich aber weder schöner noch orthographischer als Frau Müller schrieb. Dieser Schulmeister Rämi war ein alter, gemeiner Mensch, der seinen Beruf ganz mechanisch trieb, und weit entfernt von den Ansprüchen der Schullehrer unserer Zeit, sich alles von mir gefallen ließ, daher mir seine Persönlichkeit auch keinen besondern Respekt einflößte. Er war ein großer Freund des Rebensaftes, den er Oktobertee nannte und der ihm vor allen andern Teesorten am besten mundete, und behauptete öfters, es habe sich ein Druckfehler in die Bibel eingeschlichen, denn wo Sirach sage: *Trinket mäßig*, sollte es heißen: *Trinket mößig*, das heißt maßweise. Um den Schulmeister für den mir im Schreiben zu erteilenden Unterricht bei guter Laune zu erhalten und ihn zu stärken, wurde daher immer, wenn er sich am späten Nachmittag einfand, eine ganze Flasche Gesindewein vorgesetzt, und dann entstand auch gleich ein Wettstreit unter uns, wer von uns Beiden zuerst fertig werde, er seine Flasche zu leeren oder ich ein Quartblatt Papier nach seinen Diktaten zu übersudeln, damit war denn auch die Lektion des Tages zu Ende.

Was bei solchem Unterricht herauskam, läßt sich begreifen, ich führte die Feder nachlässiger als bei der Frau Müller, gewöhnte mich ans flüchtige Kritzeln und habe mein Leben lang eine mit jeder Stimmung wechselnde ‚Sudelpfote‘ behalten, weil beim ersten Anfang durchaus kein systematisch kalligraphisches Fundament bei mir gelegt worden.»

Als ‚einschlägig‘ kulturhistorisches Kuriosum sei diesem kleinen Exkurs in die zürcherische Vergangenheit eine Annonce beigefügt, die die Lenzburger am 1. Januar 1798 in der damals zweimal pro Woche erscheinenden Zürcher-Zeitung erscheinen ließen:

